

Stereotypen von Weltanschauungen

Forscher-Diskussion über den Apostel Paulus im Forum Paulinum ohne neue Erkenntnisse

Von Mathis Vogel

Münster. Er war Jude, Römer und Christ zugleich. Er ist Jesus nie persönlich begegnet und dennoch gilt der Apostel Paulus vielen als Begründer der christlichen Kirche. Das Gymnasium Paulinum nahm dies zum Anlass, um in der dritten Auflage seiner Gesprächsreihe „Forum Paulinum“ an den Namenspatron der Schule zu erinnern.

Auf dem Podium begrüßte Prof. Dr. Thomas Sternberg, Leiter der Katholischen Akademie Franz-Hitze-Haus, zwei Forscher, die sich eingehend mit dem Leben und Wirken des Apostels beschäftigt haben: Gerd Lüdemann, der als Professor für Geschichte und Literatur des frühen Christentums an der Universität Göttingen lehrt, und Thomas Söding, Professor für Neutestamentliche Exegese an der Ruhr-Universität in Bochum. In zwei Kurzvorträgen und einer Podiumsdiskussion sollte vor allem die Aktualität der Aussagen des Paulus herausgestellt werden.

Was einigen Historikern bei Leibniz oder Schopenhauer schon schwer fällt, entwickelte sich bei Paulus zu einer Frage der Interpretation ungenauer Überlieferungen. So verlor sich letztlich auch die Diskussion in der Kluft zwischen den Standpunkten der beiden For-



Prof. Dr. Thomas Söding, Prof. Dr. Thomas Sternberg und Prof. Dr. Gerd Lüdemann diskutierten auf dem Podium des Forum Paulinum über den Apostel Paulus.

Foto: mav

sch. Lüdemann, der sich in seinem Buch „Der große Betrug“ vom christlichen Offenbarungsglauben distanziert hatte und in der Folge vom theologischen Lehrstuhl zu Geschichte und Literatur des frühen Christentums wechseln musste, sondierte nüchtern die historischen Fakten. Er wollte „echte Geschichtsschreibung ohne Dogmatik“ liefern und schrieb Paulus die Gründung des Christentums, sowie gleichzeitig die Abkehr von Israel zu. In diesen Punk-

ten kamen Lüdemann und Söding noch auf einen Nenner. Als Söding jedoch bemerkte, dass die Bibel zu 100 Prozent als Menschenwerk und gleichzeitig zu 100 Prozent als Gotteswort aufgefasst werden könne, stieß es dem Historiker Lüdemann sichtlich bitter auf. Er sprach darauf hin der Bibel den Status einer „heiligen Schrift“ ab und bezeichnete Södings Interpretation als Ausflüchte. Die Auseinandersetzung der beiden Forscher miteinander ließ nur wenig

Raum für Wortmeldungen aus dem Publikum. Ein Gast stellte dennoch trefflich fest: „Wenn ein Holzhändler und ein Förster in den Wald gehen, sehen sie zwei unterschiedliche Dinge.“

Lüdemanns und Södings Positionen erschienen als Stereotypen von Weltanschauungen, die auch in anderen Kontexten die Auseinandersetzung mit Religion im Keim ersticken lassen. Da pocht der Eine auf die historischen Fakten, während der Andere de-

ren Existenz nicht leugnet, aber den spirituellen Wert dahinter erfragen will.

In der von Schülern, Lehrern und Eltern organisierten Veranstaltung zeigten die wenigen aber engagierten Wortmeldungen einmal mehr, dass religiöse Diskussionen oftmals dazu taugen, mehr Fragen aufzuwerfen als zu beantworten. Tröstlich für das Publikum: Nach der Veranstaltung konnten Interessierte bei einem offenen Empfang ihre Fragen an die Forscher stellen.

WN-Artikel vom 05.06.2009

HINWEIS:

Die folgenden Vorträge von Prof. Lüdemann und Prof. Söding sind nur zum privaten Gebrauch abrufbar !

Wissenschaft erleben: Annäherung an Paulus

Von Gerd Lüdemann

Wer Wissenschaft erleben will, muss wissen, wie sie vorgeht. In Sachen Theologie ist es ferner nötig, das sie leitende Wissenschaftsverständnis kennen zu lernen. Zu beidem will ich im ersten Teil meines Vortrags beisteuern. Im zweiten Teil nähere ich mich dem Thema des Abends, Paulus.

1. Wissenschaft und Wissenschaftsverständnis heutiger Theologie

Die theologischen Fakultäten in Deutschland stammen aus der mittelalterlichen Universität. Ihre Existenz an Hochschulen der Gegenwart gründet auf Verträgen zwischen Staat und Kirche. Der akademische Status der Theologie überrascht ein wenig, da sie von Voraussetzungen ausgeht, denen nur Gläubige beipflichten können, etwa, dass die christliche Religion „der Selbstbekundung Gottes in Jesus Christus“ entspringt oder dass die Bibel „das Wort des Dreieinigen Gottes ist, in dem er sich zu erkennen gibt“. *Aber Wissenschaft muss allen rational zugänglich sein.*

Die Theologieprofessoren – so der rechtliche und theologische Konsens – nehmen als Getaufte eine kirchliche Aufgabe wahr und vertiefen Glaubenssätze. *Aber dies beruht auf einer Verwechslung von Kanzel und Katheder.*

In beiden Fakultäten wirken – zwecks Erteilung des nihil obstat – die jeweiligen Kirchenbehörden bei der Berufung von Professoren mit; dabei beanstanden sie, falls nötig, die Lehre von missliebigen Professoren, was zwangsläufig zu deren Entfernung aus dem Amt und zur Bestellung eines „geeigneten“ Ersatzes führt. *Aber das ist Inquisition und schlägt der Wissenschaftsfreiheit ins Gesicht.*

Und doch hat besonders die deutsche evangelische Theologie des 19. und 20. Jahrhunderts eine imponierende Leistungsbilanz vorweisen und ist ein wichtiger Bestandteil der europäischen Geistesgeschichte. Albert Schweitzer fasste ihre Bedeutung so zusammen: „Wenn einst unsere Kultur als etwas Abgeschlossenes vor der Zukunft liegt, steht die deutsche Theologie als ein größtes und einzigartiges Ereignis in dem Geistesleben unsrer Zeit da.“ Schweitzer bezog sich damit auf die historisch-kritische Erforschung des frühen Christentums, die sich erst nach harten Kämpfen gegen Dogmatik und Amtskirche durchsetzen konnte.

Die historisch-kritische Methode beruht auf der Voraussetzung, dass die Erforschung geschichtlicher Phänomene sachgemäß nur unter Berücksichtigung ihres Kausalzusammenhangs, ihrer Wechselbeziehungen und ihrer Analogien erfolgen kann. Ihre Arbeitsweise folgt dem methodischen Atheismus der neuzeitlichen Wissenschaft (der von einem dogmatischen Atheismus

zu unterscheiden ist). Befreit von metaphysischen Voraussetzungen und ausgerüstet mit dem Instrumentarium historischer Kritik, hat die Theologie als wissenschaftliche Disziplin geradezu eine kopernikanische Wende für alle Kirchen- und Religionsgemeinschaften zur Folge. Ihr Siegeszug durch die Universitäten der letzten drei Jahrhunderte ist eindrucklich. Sie hat sich in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen behauptet und völlig neue Einsichten gewonnen.

Die historisch-kritische Methode ist Teil des emanzipatorischen Prozesses wissenschaftlicher Neugierde. Sie möchte Sinngebungen nachvollziehen, das heißt verstehen, und muss sich, will sie denn Objektivität anstreben und die Welt entzaubern, gerade deshalb von allen ihr begegnenden fremden Ansprüchen befreien.

- Befreien vom Anspruch des kanonischen Status bzw. der Heiligkeit bestimmter Schriften, denn *für wissenschaftliche Exegese gibt es zwischen heiligen und unheiligen Schriften keinen Unterschied.*
- Befreien vom Anspruch einer Offenbarung, denn *Offenbarung ist kein wissenschaftlicher Begriff.*
- Befreien vom Anspruch, zwischen Rechtgläubigkeit und Ketzerei zu unterscheiden, der über die Prüfung historischer Ansprüche hinausgeht, denn *hier stehen nicht entscheidbare dogmatisch-theologische Urteile einander gegenüber.*

Die historische Methode verweigert eine Antwort auf die religiöse Wahrheitsfrage und kann nur verschiedene Wahrheitsansprüche registrieren und miteinander vergleichen. Sie ist darin ideologiekritisch. Einmal auf die Bibel angewandt, wird die historisch-kritische Methode zu einem Sauerteig, der alles verwandelt und schließlich die ganze bisherige Form theologischer Methoden zersprengt.

Die modernen Bibelkritiker sind mit Recht davon überzeugt, viele Dinge besser als Kirchenväter und Bischöfe zu wissen. Auch die Tatsache, dass für die Neuzeit alles Metaphysische und Metahistorische in die Dimension des Problematischen gerückt ist, können sie bei der Lektüre der Quellen, welche die Selbstverständlichkeit des Metaphysischen und Metahistorischen voraussetzen, nicht einfach ausschalten. Sie vermögen beispielsweise nicht, Aussagen als selbstverständlich gültig zu übernehmen, die metaphysische Wesen im Sinne des vorneuzeitlichen Weltbildes als innerweltliche oder innergeschichtliche Faktoren einführen. Ebenso werden sie nicht die Grenzen der wissenschaftlichen Methode überschreiten und von sich aus historisch Problematisches durch metaphysische Aussagen erklären, d.h. selbstverständlich zu machen versuchen. All das würde ja nur bedeuten, der Vernunft ein Auge auszustechen.

Echte Geschichtsforschung will vor allem ihrem Gegenstand gerecht werden, ihn lebendig beschreiben, statt ihn nach von außen bezogenen Kriterien zu richten. Die Wissenschaft lebt in und von ihren Methoden, aber das heißt nicht, dass sie in diesen Methoden aufgeht. Denn es gibt gute

und schlechte Methoden, und nur die kritischen sind gut, vor allem diejenigen, deren Bevorzugung die Wissenschaft ihre Selbstkritik verdankt. Eine allgemeingültige Methode, die für jede Quelle passt, gibt es nicht. Sie ist in der Geschichtsforschung auch gar nicht zu erwarten, da diese nicht mit einer vorher feststehenden Meinung an den Stoff herantritt, sondern aus dem Gegenstand selbst erwächst und sich selbst ständig daraufhin überprüft, ob sie dem Objekt gerecht wird.

Zeitlebens müssen wir den Widerwillen bekämpfen, ständig von neuem in die eigentlichen Quellen einzudringen. Nichts ist so lähmend für die historische Kritik, wie die Lösung der geschichtlichen Probleme außerhalb ihrer oder gar in einem Eingreifen Gottes zu suchen. Es muss ein selbstverständlicher methodischer Grundsatz sein, das Unbekannte zunächst aus dem Bekannten zu erschließen. D.h., es ist bei den vollkommen hellen Tatsachen einzusetzen und von dort auf weniger Sicheres zurück zu schließen.

Die historische Kritik des Frühchristentums und des Paulus mündet ein in die Forderung: Entheiligt und gereinigt von allen kirchlich-theologischen Sonderbestimmungen und Erkenntnisprivilegien, in reiner Weltlichkeit und, wie die wörtliche Übersetzung des Wortes profan lautet, in „Ruchlosigkeit“ sind die Quellen zu untersuchen. Dies sagt noch nichts aus über die Wahrheit oder Unwahrheit, über die Wirklichkeit oder Unwirklichkeit des zu beschreibenden Objektes. Die historische Kritik beruht nicht auf der Voraussetzung, das religiöse Leben der Menschen und auch des Paulus sei ein Irrtum, sie verlangt aber, dass es ohne Vorurteile erforscht werden müsse.

2. Annäherung an Paulus

Paulus gilt zu Recht als eine der einflussreichsten Personen des christlichen Abendlandes. Er war Jude, Römer und Christ zugleich. Sich selbst sah er vor allem als Apostel, vom auferstandenen Jesus persönlich dazu berufen, das Evangelium in die Heidenwelt zu tragen.

Zum Glauben an Christus gelangte Heiden machten den Apostel Paulus zur tragenden Säule der christlichen Kirche und gaben ihm in ihr einen bleibenden Ort: zuerst als dem Verfasser von Briefen, die Teil des Neuen Testaments wurden, sodann als vermeintlichem Schreiber von sechs untergeschobenen weiteren Briefen, die ebenfalls Aufnahme in die Heilige Schrift fanden. Aber damit nicht genug: Den dreizehn Paulusbriefen wurden noch sieben weitere Briefe hinzugefügt, die man mit falschen Absenderangaben wie „Petrus“, „Jakobus“ und „Judas“ ausstattete oder andeutungsweise Johannes zuschrieb. Die Entstehung dieser Briefsammlung – „katholische Briefe“ genannt – wurde vom Vorbild der Schreiben des Paulus angeregt. Ohne den Heidenapostel und sein Werk hätte es sie nicht gegeben.

Die Wirkung des Paulus wird auch deutlich in der Apostelgeschichte des Lukas, deren zweiter Teil ausschließlich Paulus gewidmet ist. Seine Person steht demnach im Mittelpunkt eines knappen Drittels des gesamten Neuen Testaments. Kein Wunder, dass sie in der Kirchengeschichte eine ungeheure Wirkung entfaltete und dass ganze Bibliotheken über ihn geschrieben wurden. Im 16. Jahrhundert spaltete sich die westliche Christenheit an der Auslegung der Rechtfertigungslehre des Paulus in zwei Blöcke. Das hat politisch bis heute einschneidende Folgen.

Paulus, der Jesus nie persönlich begegnet war, fühlte sich als Agent des von Gott auferweckten Jesus. Zusammen mit diesem – so meinte er – war er Teil eines Erlösungsdramas von kosmischem Ausmaß. Der für Paulus springende Punkt war dabei, dass die Erlösung auch Heiden gelte – nun aber nicht so, dass sie vorher zu Juden werden müssten, sondern dass sie in gleichem Rang wie die an Christus glaubenden Juden der Kirche Jesu Christi zugehören sollten. Das war auch innerhalb des Judentums ein neuer Gedanke, der Paulus in einer Mischung aus Sehnsucht, Erfahrung und Reflexion über die Schrift evident geworden war.

Paulus hatte die Wirklichkeit und die Praxis der Einheit der Kirche aus Juden und Heiden in seiner Anfangszeit fast rauschhaft erfahren. Er spielt darauf an zwei Stellen an, an denen er die Liturgie anlässlich der Taufe von Konvertiten wiedergibt: „Da ist weder Jude noch Grieche, weder Sklave noch Freier, weder männlich noch weiblich, alle seid ihr eins in Christus Jesus.“¹ Diese im Gottesdienst memorierte neue Wirklichkeit ließ alle Dämme brechen, welche die Thora um Israel herum errichtet hatte. „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, siehe Neues ist geworden“² – so der Jubelruf des Paulus. Aber diese Realität konnte erst durch den Sühnetod des Gottessohnes selbst herbeigeführt werden, wie die Fortsetzung des gerade zitierten Satzes zeigt: „Aber das alles (ist) aus Gott, der sich mit uns selbst versöhnt hat durch Christus.“³ Die so vollzogene Befreiung ist auch in anderen paulinischen Briefen Gegenstand lobpreisender Rede. Man vergleiche nur die jubelnde Frage: „Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein?“⁴ und die sofort gegebene Erläuterung: „Er hat auch seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern ihn für uns alle dahingegeben.“⁵

Erfahrungen des Christus in der Gegenwart waren Erfahrungen des Geistes. Aber der Geist wies auf ein noch größeres Ereignis hin, nämlich die Vollendung des Reiches mit dem Kommen Jesu auf den Wolken des Himmels. Nun stand Paulus vor einem Problem. Wie sollte er diese Erfahrungen, die er in seiner Heimatgemeinde immer wieder gemacht hatte, jenen verständlich machen, die Jesus selbst gekannt hatten und in Jerusalem die künftige Herrlichkeit und die

¹ Gal 3,28; vgl. ebenso 1 Kor 12,13 ohne das Paar „männlich-weiblich“.

² 2 Kor 5,17.

³ 2 Kor 5,18.

⁴ Römer 8,31b.

⁵ Römer 8,32.

Belohnungen des kommenden Reiches erwarteten? Wie konnte er ihnen glaubhaft machen, dass derselbe Jesus, den sie gekannt und der ihnen nach seinem Tod erschienen war, sich auch ihm gezeigt hatte? Wie vermochte er sie davon zu überzeugen, dass er selbst die gleiche Vollmacht zur Predigt des Evangeliums wie sie besaß und fortan sogar den Heiden die frohe Botschaft verkündigen sollte?

Aus der Geschichte der Beziehung des Paulus zur Gemeinde von Jerusalem wird deutlich, dass dies alles andere als selbstverständlich war. Ein erster Besuch, etwa drei Jahre nach der Christusschau des Paulus, dauerte zwei Wochen und diente der vorsichtigen Kontaktaufnahme mit dem Leiter der dortigen Gemeinde, Kephas, dem ersten Jünger Jesu. Während des Besuchs war die Heidenmission bereits ein Thema und wohl auch Leben, Sterben und Auferweckung Jesu Christi. Paulus war froh, diese Begegnung und die bei ihr gemachte Absprache der Heidenmission als Lizenz für seine sich daran anschließende Verkündigungstätigkeit in der Heidenwelt in der Hand zu haben.

Dann überschlugen sich die Ereignisse, denn die mit Kephas vereinbarte Heidenmission als Aufgabe des Paulus war außerordentlich erfolgreich. Eine Bewegung war geboren und eigentlich erst ins Leben gerufen von einem Mann, der Jesus nur vom Hörensagen her kannte, dafür aber um so mehr von seiner himmlischen Ehrenstellung erzählte und zu ihm als seinem Herrn in einer direkten Beziehung stand.

Das Geschehen der Entstehung des Christentums, das mit dem Leben des Paulus unlösbar verknüpft ist, wird vielleicht besser verständlich, wenn wir es mit einer gewaltigen, im Inneren unter riesigem Druck stehenden, kochend heißen Wasserquelle vergleichen, die nur teilweise abfließen kann. Das Judentum hatte sich kurz vor dem Auftreten Jesu seinem Siedepunkt angenähert. Immer neue Wellen von endzeitlichen Hoffnungen überfluteten es. Johannes der Täufer und sein ehemaliger Jünger Jesus von Nazareth hatten wieder einmal eine Flutwelle fiebernder Naherwartung ausgelöst. Als nun auch noch die Jesusbewegung in der Gestalt der Hellenisten die Heiden aufnahm, war der Siedepunkt überschritten. Das kochende Wasser ließ sich an seiner Quelle nicht mehr halten. Es schoss in all seiner Wucht heraus, riss auch Paulus mit, der es anfangs hatte eindämmen wollen, und seine Massen ergossen sich in unbändiger Gewalt rundum, bis sie in etwas ruhigeren Bahnen und verbunden mit anderen Strömen sich verschiedene Flussläufe schufen.

Urplötzlich entstanden – jenseits von jüdischer und heidnischer Religion – zahlreiche neue Gemeinden, die zwischen Juden und Heiden standen. Damit waren von vornherein spätere Konflikte vorprogrammiert. Es konnte nicht ausbleiben, dass alsbald strenge Judenchristen mit großer Skepsis dem gesetzlosen Treiben in den gemischten Gemeinden zuschauten und ihm Einhalt zu gebieten versuchten. Mochte ihnen gleichgültig sein, was Heidenchristen taten, so blieb ihnen vor allem wichtig, dass diese sich nicht mit Judenchristen vermischten, denn damit wäre deren

jüdische Identität gefährdet worden. Verständlicherweise war die Forderung nach strikter Trennung der Judenchristen von ihren heidnischen Brüdern nur eine Frage der Zeit. Es kam, was kommen musste: Abgesandte der Gemeinde von Jerusalem brachen in der gemischten Gemeinde Antiochiens vor den Augen des Paulus einen schweren Streit über die Reinheit der Judenchristen vom Zaun und stellten dadurch alles bisher Erreichte in Frage. Paulus empfing darauf eine Offenbarung seines himmlischen Herrn, nach Jerusalem zu gehen, vierzehn Jahre nach seinem ersten Besuch. Er muss stolzen und ungebeugten Herzens gereist sein, denn er nahm den unbeschnittenen Griechen Titus mit sich, um ein Zeichen zu setzen. Nicht zufällig war auch Paulus' ehemaliger Partner in der Mission, Barnabas, mit von der Partie, aber auch eben jene strengen Judenchristen, die sich nach den Worten des Paulus in die Gemeinde eingeschlichen hatten, um die Freiheit der Heidenchristen auszuspienieren.

Die Ausgangslage gegenüber dem ersten Besuch war eine völlig andere. In Jerusalem hatte sich die Macht derart verlagert, dass nicht mehr Kephas, sondern der leibliche Bruder Jesu, Jakobus, das Sagen hatte, und zwar an der Spitze einer Dreiergruppe, bestehend aus Jakobus, Kephas, Johannes. Aufschlussreich daran ist auch, dass hier vor den beiden persönlichen Jüngern Jesu, nämlich Kephas und Johannes, jemand stand, der Jesus zu seinen Lebzeiten nicht anhing, sondern ihm skeptisch gegenüberstand – ebenso wie die restlichen Familienmitglieder einschließlich der Mutter Maria.

Nach heftigen Auseinandersetzungen in Jerusalem kam es zu einer Übereinkunft, die mit einem förmlichen Handschlag besiegelt wurde: In der Mission sollten die Jerusalemer für die Juden, Paulus und Barnabas aber für die Heiden zuständig sein. Wichtiger als diese auslegungsbedürftige Regelung war die Tatsache der Übereinkunft an sich. Denn damit war vorläufig die Einheit der Kirche gerettet, und um diese war es Paulus vor allem zu tun.

Die Einigung bestand wie bei vielen Verträgen aus einem Gummiparagraphen und erlaubte den Parteien, das je eigene Verständnis in ihn hineinzulegen. So konnte man bei den Juden sowohl an die aus dem Mutterland Palästina als auch an die aus der Diaspora denken. Außerdem war ein brennendes Problem gar nicht behandelt worden, nämlich wie man fortan in gemischten Gemeinden zusammenleben sollte. Jedenfalls schloss die Übereinkunft nicht aus, dass sie zugunsten einer strikten Trennung von Judenchristen und Heidenchristen ausgelegt wurde. Ferner hatte die Einigung noch eine klare Zusatzklausel, die Kollektenabsprache, die eine Nagelprobe für das Verhältnis der heidenchristlichen zur judenchristlichen Kirche werden sollte. Über die Übereinkunft einer Kollekte war kein Streit möglich. Die heidenchristlichen Gemeinden sollten sie aufbringen. Sie eröffnete Paulus die Möglichkeit, die Jerusalemer auf die Tatsache einer Einigung geradezu „festzunageln“ und zugleich das Gemeinschaftsgefühl seiner Gemeinden untereinander zu festigen. Gleichzeitig

bestätigte die Kollekte seinen eigenen Status als Heidenapostel. Ohne diese Einheit der Kirche, so die Überzeugung des Paulus, war sein Heidenapostolat null und nichtig.

Jetzt galt es, diese Einigung abzusichern, obwohl Paulus schon länger den großen Plan der Missionierung Spaniens ins Auge gefasst hatte. Damit wollte der Apostel nämlich seinem Herrn den letzten Teil der Gesamtwelt erobern, zumal das Ziel, seine bevorstehende Ankunft vom Himmel, drängte. Paulus unternahm eine Reise in seine Gemeinden, um die Kollekte aufzubringen und um das Einheitsband zwischen seinen Kirchen und der Gemeinde in Jerusalem umso fester zu binden.

Begleitet von einem Mitarbeiterstab, durchreiste Paulus Galatien, erteilte hier Einzelanweisungen über die Art der Aufbringung der Kollekte und gab auch den anderen Gemeinden in Makedonien und Achaia Anweisungen, so zu verfahren. An jedem ersten Tag der Woche sollten die Gemeindeglieder etwas zur Seite legen, damit eine stattliche Summe gewährleistet sei, wenn Paulus vorbeireiste, um sie abzuholen. Diesen Betrag wollte Paulus dann durch eine Delegation nach Jerusalem überbringen lassen. Die Kollektenreise diente aber nicht nur finanzpolitischen Zwecken. Natürlich versuchte Paulus auch, neue Gläubige zu gewinnen, wenn sich dazu wie in Ephesus die Gelegenheit ergab. Ferner galt es, die bestehenden Gemeinden persönlich zu beraten oder durch Gesandte wie Titus oder Timotheus zu festigen.

Da geschah das Unglück. Plötzlich brachen Abgesandte aus Jerusalem in die Gemeinden des Paulus ein. Sie drohten all das zunichte zu machen, was er mühsam aufgebaut und in Jerusalem standhaft verteidigt hatte. Die in Jerusalem unterlegenen „Falschbrüder“ bekämpften Paulus in dessen eigenen Gemeinden. Sie stellten seine apostolische Autorität in Frage, führten zusätzlich Gesetzesauflagen ein und machten damit für Paulus jegliche Gemeinschaft mit Jerusalem zunichte. So geriet der Kampf um die Einheit der Kirche zum Kampf um die Kollekte bzw. der Kampf um die Kollekte wurde auch zum Kampf um die Einheit der Kirche. Um sicherzustellen, dass die Kollekte den Jerusalemern überhaupt noch willkommen war, änderte Paulus sein Vorhaben, sie nach Jerusalem bringen zu lassen. Er selbst musste noch einmal durch einen persönlichen Auftritt einen Streit durchfechten, den er beim zweiten Jerusalembesuch durchgestanden zu haben meinte.

Paulus selbst musste erleben, dass die judenchristliche Kirche das Band mit der heidenchristlichen Kirche zerschnitt. Die von ihm eingesammelte Kollekte wurde abgelehnt. Die christlichen Brüder gingen in ihrer Paulusfeindschaft so weit, ihn sogar bei der römischen Obrigkeit anzuzeigen. Ein Epheser namens Trophimus sei angeblich von ihm in den Tempel geführt worden. Der weitere Gang der Ereignisse ist bekannt. Paulus appelliert als römischer Bürger an den Kaiser, gelangt so doch noch zu seinem Ziel, Rom, wird hier aber unter Nero hingerichtet.

Der jüdische Theologe Paulus war den Heiden ein Heide geworden, den Juden ein Jude und selbst weder Heide noch Jude. Wo sollte da die Verbindlichkeit liegen? Sein ganzes Auftreten hatte

nicht nur einen Schuss von Arroganz, sondern auch eine Biagsamkeit, die auf geradlinige Geister verwirrend wirken musste.

Wie sein großes Lebenswerk aber belegt, war diese Offenheit nach allen Seiten ein wirksamer Weg zum Erfolg. Nur einmal hatte er damit Schiffbruch erlitten, in Athen, als er versuchte, eine in Jahrhunderte langen öffentlichen Debatten zu geistiger Wachheit gereifte Bevölkerung zu beeindrucken. Diese wies – Lukas zufolge – ihn aber in der Gestalt stoischer und epikureischer Philosophen in seine Grenzen und konnte sich weder mit dem zukünftigen Gericht Christi noch mit dessen körperlicher Auferstehung anfreunden. Des Paulus auf mystischen Erfahrungen gegründete Religion war der intellektuellen Herausforderung Griechenlands nicht gewachsen, so sehr er immer wieder als Feigenblatt den rechten Gebrauch der Vernunft anmahnte.

Paulus kannte nicht die Erkenntnis der Wahrheit durch den logisch geschulten Verstand, der alle Begriffe und Anschauungen streng auf Inhalt und Haltbarkeit prüft, den populären Anschauungen und den Truggebilden der Phantasie unerbittlich zu Leibe rückt und keine Autorität über sich anerkennt, weder die eines Gottes noch die eines Menschen. An die Stelle der Erkenntnis tritt bei Paulus der Glaube an die Torheit des Kreuzes.

Die christliche Kirche verdankt diesem jüdischen Mann aus Tarsus fast alles. Er ist der wahre Gründer des Christentums. Paulus hat Recht behalten: Er hat mehr als alle gearbeitet und die Grundlagen für alles weitere in der Kirche geschaffen. Dabei versetzte er die Religion Jesu auf heidnisches Territorium und bewirkte, ohne es wirklich zu wollen, die andauernde Trennung zwischen Kirche und Israel.

Damit ist zugleich die tragische Seite seines Werkes angesprochen. Der christliche Antijudaismus auf heidnischem Boden hat entscheidende Anstöße von Paulus empfangen und verheerende Wirkung gezeitigt. Ohne Paulus und seine Schüler wäre das Judentum nicht an den Abgrund geführt worden.

Paulus im Paulinum

3 Bilder, 3 Texte, 3 Thesen

von Thomas Söding
Ruhr-Universität Bochum

1. Der Gläubige

Im Jahr 1947 malte der Kunsterzieher Franz Homoet zum 1150. Jubiläum des Paulinum ein Bild, dessen Nachdruck seitdem auf vielen Abiturzeugnissen und Urkunden der Schule prangt. Es zeigt von rechts nach links „St. Paulus“, „Carolus Magnus“ und „St. Ludgerus“. Paulus, das obligatorische Buch in der Hand, verweist mit seinem Schwert auf den Dom, die einzige Paulus-Kathedrale Deutschlands; Karl der Große thront mit Szepter und Reichsapfel, das Gebäude der Schule im Rücken; Ludger, im bischöflichen Ornat, trägt ein Modell der alten Schulkirche in Händen, die Petrus geweiht ist. Auf einen Blick steht die Geschichte des Paulinum vor Augen. Die Zahl 797 fehlt nicht. „Rege Carolo Magno St. Ludgerus fundavit“ lautet die Bildunterschrift: „Unter König Karl dem Großen hat der heilige Ludger sie gegründet.“ Paulus wird auf dem Bild als „Patron“ der Schule bezeichnet.

Der Anspruch des Bildes ist enorm. Es fordert die Schule zu einer permanenten Reflexion ihres Verhältnisses zu Karl und Ludger, zu Staat und Kirche, Politik und Religion. Es fordert sie gleichfalls zu einer permanenten Auseinandersetzung mit Paulus, nicht nur im Paulusjahr 2009. Ludger, den ersten Bischof von Münster, hat Paulus inspiriert, gegen die kriegerische Christianisierung der Sachsen, die Karl auf seine Fahnen geschrieben hatte, auf Bildung, Seelsorge, Liturgie zu setzen; deshalb ist an der Aa ein *monasterium* mit Kirche und Schule entstanden.

Wer sich aber mit Paulus befasst, stößt auf einen Menschen, der hohe Ansprüche stellt, an sich selbst und andere. Zeitlebens war er umstritten und ist es bis heute geblieben. Er ist ein Mensch mit starken Schwächen, wie er selbst gesehen hat, und überraschenden Stärken, die ihm kaum jemand zugetraut hat.

Ein Schlüsselvers zu seiner Biographie und Theologie findet sich in einem Brief, den er geschrieben hat, weil die korinthischen Christen ihn, den Gründer ihrer Kirche, nicht mehr verstanden haben; sie hat irritiert, dass er so wenig von sich hermacht und dass er nicht auf große Wunder setzt, sondern nur auf Worte. Paulus entgegnet dieser Kritik mit einem freimütigen Bekenntnis:

Wir glauben, und deshalb reden wir.“ (2Kor 4,13).

Paulus bezieht sich auf einen Vers aus dem Buch der Psalmen, das in der 1. Person Singular sagt: „Ich habe geglaubt, und deshalb habe ich geredet“ (Ps 116,10 in der griechischen Version). Dieses Wort spricht ein Mensch, der glaubt, dass Gott ihn aus tiefer Not errettet hat, so dass er Gott jetzt danken will. Die Stimme dieses Beters hat Paulus auf sich und seine Mitarbeiter bezogen.

Dass Glauben und Reden zusammengehören, ist typisch paulinisch. Durch Paulus ist der Glaube ins Zentrum einer Religion gerückt: des Christentums. Der Glaube, wie Paulus ihn verstanden hat, ist ein tiefes Vertrauen auf Gott, aber auch eine Überzeugung, die sich aussprechen kann, weil sie Gründe kennt, von denen sie Rechenschaft abzulegen verpflichtet und imstande ist. Zum Glauben gehört ein Bekenntnis. Paulus hat ziemlich genau – auf der Höhe der Philosophie seiner Zeit – unterschieden, was man von Gott und der Welt wissen und was man nur glauben kann. Man kann wissen, dass man kein Ding dieser Welt für Gott halten darf; aber dass „Gott für uns ist“ (Röm 8,31), weil er die Menschen liebt – das kann man nicht beweisen, man kann und darf es nur glauben, und muss dann zeigen, wie man die Welt und die Menschen im Lichte eines solchen Glaubens sieht. Der Glaube, von dem Paulus redet, ist weder Unwissen noch eine dumpfe Ahnung, er ist kein reines Gefühl oder eine hergebrachte Tradition, sondern eine Erkenntnis: aus der Überzeugung heraus, dass Gott den Menschen etwas zu sagen hat und es ihnen durch Menschen auf menschliche Art und Weise auch sagt. Ein solcher Glaube kann nicht mit Zwang verbreitet werden; er kann auch nicht auf spektakuläre Aktionen setzen; er kann nur im Gespräch, im Dialog, im Zeugnis mitgeteilt werden. Das Wort ist sein ureigenes Medium. Das hat Paulus verstanden.

In einer ersten These: Paulus ist ein Mann des Glaubens. Er hat darüber nachgedacht, was Glaube ist und wie Glauben geht. Er hat als den großen Fehler seines Lebens eingesehen, dass er Christen verfolgt, also Religion mit Gewalt zu unterdrücken versucht hat. Er hat daraus die Lehre gezogen, keineswegs von Gott zu schweigen, sondern Gott neu zur Sprache zu bringen, im Rahmen einer Friedensmission, die bei ihm geradezu globale Ausmaße angenommen hat.

Die Prägung durch den Glauben hat bei Paulus zwei Seiten: eine individuelle und eine politische.

Zum einen: Paulus hat eine Gotteserfahrung gemacht, die sein gesamtes Leben prägt. Mit religiösen Fragen hat er sich seit langem beschäftigt. Er war, ausgebildet in Jerusalem beim vielleicht besten Schriftgelehrten seiner Zeit (Apg 22,3), ein Pharisäer mit großen Ambitionen, dem die Treue zum Gesetz und die Einhaltung der väterlichen Überlieferungen über alles ging (Gal 1,13-16). Der maßlose Eifer, den er dabei an den Tag gelegt hatte, war es, der ihn zum Gewalttäter hat werden lassen. Die Gotteserfahrung, die er gemacht hat, war es, die ihn von diesem Irrweg abgebracht hat. Sie ist eine Erfahrung, die ganz und gar die seine ist; sie führt ihn dazu, sein Ich neu zu entdecken. Aber so durch und durch menschlich diese Erfahrung ist, so durch und durch göttlich ist sie auch in seinen Augen: Eine „Offenbarung“ hat er sie genannt (Gal 1,15f.). Diese Offenbarung besteht darin, dass Jesus von Nazareth, der Gekreuzigte, der nach dem alttestamentlichen Gesetz (Dtn 21,23) ein von Gott Verfluchter ist (Gal 3,13), der Sohn Gottes ist, in dem Gott selbst den Menschen unendlich nahe kommt, um ihnen ihre Schuld zu vergeben und Hoffnung über den Tod hinaus zu machen. Ob man das so sieht oder nicht, ist eine Frage des Glaubens. Aber wer diese Frage bejaht, hat die Möglichkeit und die Aufgabe, von Gott und den Menschen so zu reden, dass die Verheißung einer umfassenden Versöhnung glaubhaft bleibt. Die Theologie ihrerseits, speziell die Bibelwissenschaft, hat die Aufgabe, die Glaubensaussagen des Paulus und anderer streng als solche zu betrachten, also die Subjektivität nicht zu überspringen, um so den Freiraum eines Nachdenkens zu öffnen, in dem die Gottesfrage nicht ausgeklammert bleibt, aber die Antworten kritisch diskutiert werden.

Zum anderen: Paulus tritt für die Freiheit des Glaubens ein, indem er öffentlich die Frage nach Gott stellt. Die Apostelgeschichte zeigt ihn immer wieder in Konflikten mit Juden, aber mehr noch mit Griechen und Römern, die ihm den Mund verbieten wollen, weil er Unruhe stifte und die Verhältnisse auf den Kopf stelle. Paulus hat darunter gelitten (2Kor 11,16 – 12,13); am Ende hat es ihn das Leben gekostet. Aber für die Meinungs-, die Rede-, die Gewissens- und Religionsfreiheit hat er sich eingesetzt. Er hatte es leichter als andere, weil er das römische Bürgerrecht und deshalb einige Privilegien besaß, die er nicht auszunutzen zögerte, wenn es der Sache des Evangeliums diene (Apg 16,11-40). Er hat sich selbst nicht als jemand gesehen, der einen Gottesstaat gründen und deshalb dem Kaiser die Macht entreißen wollte. Er hat ja vielmehr, was manche ihm übel ankreiden, zur Loyalität gegenüber der – legitimen – politischen Macht aufgerufen (Röm 13,1-7). Aber er hat durch seine Mission den Boden für ein Menschenrecht bereitet, das die katholische Kirche lange Zeit nicht als solches anerkennen wollte. Die Theologie, speziell die Exegese, hat die Aufgabe, solche Widersprüche aufzudecken; sie hat aber auch die Aufgabe, dafür einzutreten, dass im Raum der Wissenschaft die Glaubensfreiheit ein Schlüsselthema bleibt: juristisch, politisch und kulturell.

2. Der Apostel

An der Frontseite des Schulgebäudes steht beim Haupteingang am „Stadtgraben“ eine 2,30 m hohe Bronzestatue des Apostels Paulus, daneben der Schriftzug „Gymnasium Paulinum“. Der Apostel, die Füße drei Meter über dem Boden, hat den roten Klinker im Rücken und blickt ins Weite, auf die Straße, hin zur Stadt. Er hat ein hoch aufragendes Schwert in der Rechten und ein aufgeschlagenes Buch in der Linken. Kahlköpfig ist er, mit einem gewirbelten Bart, der ihm bis über die Brust reicht. An den Füßen trägt er Sandalen, gehüllt ist er in ein langes Gewand. Die Skulptur wurde 1961 von Rudolf Breilmann, einem Alten Pauliner, geschaffen, und am 16. März 1962 enthüllt. Die Meinungen waren gespalten: zu groß, zu hager, zu herb, so ein populäres Urteil bis heute.

Das Bild ist freilich in seiner klassischen Modernität traditionell. Es zeigt Paulus in zugespitzter Form so, wie man ihn immer wieder gezeigt hat. Im Neuen Testament wird nirgends beschrieben, wie er ausgesehen. Aber die Thekla-Akten, eine apokryphe Schrift des frühen Christentums, machen sich Ende des 2. Jahrhunderts eine Vorstellung; sie sehen Paulus mit den Augen eines Christen, der auf den Apostel wartet und dessen Beschreibung durch Titus, einen seiner Musterschüler, im Kopf habe: „Er sah aber Paulus kommen, einen Mann, klein von Gestalt, mit kahlem Kopf und krummen Beinen, in edler Haltung, mit zusammengewachsenen Augenbrauen, die Nase etwas vorspringend, voller Anmut; denn bald erschien er wie ein Mensch, bald hatte er eines Engels Antlitz“ (*Acta Theclae* 3).

Das Portrait folgt antiken Traditionen; es zeichnet kein Individuum, sondern einen Typ nach; Paulus wird als ein jüdischer Sokrates dargestellt. Seine Physiognomie ist die des Philosophen; das Leuchten seines Antlitzes verrät den jüdischen Mystiker, der er als Christ geblieben sei. Dieses Paulus-Bild hat nahezu kanonischen Rang in der Geschichte der Kunst gewonnen. Unzählige Variationen kommen auf den Grundtyp zurück. Die Skulptur am Eingang der Schule steht in derselben Tradition. Breilmann hat die hohe Denkerstirn aufgenommen und sie mit dem Bart des Propheten verbunden. Auch der Mantel gebührt dem Philosophen, die Sandalen hingegen passen zu den Jüngern, die von Jesus ausgesendet werden, die Frohe Botschaft zu bringen.

Das Schwert gehört seit dem Hochmittelalter zu den festen Attributen des Apostels Paulus. Einerseits weist es auf das Martyrium hin, das der Überlieferung zufolge, weil Paulus römisches Bürgerrecht hatte, nicht in einer Kreuzigung (wie bei Petrus), sondern in einer Enthauptung bestand, andererseits auf die Schärfe seines Verstandes und seiner Argumentation. Das Buch, das schon etwas länger zu den paulinischen Attributen zählt, weist ihn als Schriftgelehrten, Theologen und Publizisten aus.

Als Apostel, als Bote des Evangeliums, hat Paulus nach Damaskus sein Leben geführt. Als Apostel war er umstritten. Als Apostel muss er sich rechtfertigen, vorstellen und einbringen. Ein Schlüsselvers lautet:

„Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin“ (1Kor 15,10)

Paulus schreibt diesen Satz in einem Zusammenhang, der auf eine neuen Begründung der Auferstehungshoffnung zuläuft und seinen Ausgang beim Glaubensbekenntnis der Urgemeinde nimmt, dass Jesus „für unsere Sünden gestorben“ und „begraben“, aber am dritten Tage von den Toten auferweckt worden“ sei (1Kor 15,3-5). Diese Auferstehung Jesu ist seinen Jüngern in „Erscheinungen“ aufgegangen, die sie gehabt haben. Paulus beginnt, eine Linie auszuzeichnen, die bei Petrus beginnt und über die Zwölf, über Jakobus und „fünfhundert Brüder“ und dann „alle Apostel“ bis hin zu ihm führt (1Kor 15,5-8). Dass er in diese Reihe hineingehört, ist eigentlich unmöglich, weil er Jesus zu Lebzeiten gar nicht gekannt hat, geschweige ihm nachgefolgt ist und weil er „die Kirche Gottes verfolgt“ hat. Er weiß, dass er „nicht wert ist, Apostel zu heißen“ (1Kor 15,9). Aber er glaubt auch zu wissen, dass Gott bei ihm die eine große Ausnahme von der Regel gemacht und ihn trotz alledem – oder gerade deshalb – doch als Apostel gesandt hat. Das ist pure Gnade: ein Akt des Großmutes, der Barmherzigkeit und Liebe Gottes. In den Pastoralbriefen des Neuen Testaments wird Paulus deshalb als Prototyp eines Menschen gesehen, der schwere Schuld auf sich geladen, aber Vergebung durch den gnädigen Gott erlangt hat – ein Zeichen der Hoffnung für alle, die sich Sorgen machen, von Gott verurteilt zu werden (1Tim 1,15f.)

Wenn Paulus also von Gottes Gnade spricht, zeigt er einerseits große Demut, andererseits großes Selbstbewusstsein. Er hat als Außenseiter um die Anerkennung als Apostel kämpfen müssen, aber er hat diesen Kampf gewonnen: Er schreibt, dass ihm die „Säulen“ der Jerusalemer Urgemeinde die rechte Hand zum Zeichen der Gemeinschaft gegeben haben, weil sie erkannten, dass Gott ihm dieselbe Gnade wie Petrus verliehen hat, so dass er kein zweitklassiger, sondern ein erstklassiger Apostel ist (Gal 2,1-11).

In einer zweiten These: Paulus ist ein Mann der Kirche. Er hat sich für die Einheit der Kirche stark gemacht und dabei härteste Auseinandersetzungen, auch mit Petrus, nicht gescheut (Gal 2,11-16). Er denkt bei der Kirche in erster Linie an den Glauben, der in voller Freiheit immer nur der persönliche Glaube einzelner Menschen ist, die Ja zu Gott sagen, aber eben deshalb an die Gemeinschaft all derer bindet, die nicht vereinzelt, sondern miteinander ihren Glauben bekennen, feiern und leben. Die Kirchlichkeit des Paulus hat wiederum zwei Seiten: eine außenpolitische, die Ansatz und Ethos der Mission, und eine innenpolitische, die Ansatz und Niveau der Katechese betrifft.

Zum einen: Paulus hat sich berufen gesehen, möglichst vielen Menschen das Evangelium zu verkünden. „Gott hat in mir seinen Sohn offenbart, damit ich ihn den Heiden verkünde“ (Gal 1,16), wird zum Leitsatz seines Lebens. Mit enormem Einsatz und strategischem Weitblick ist er dieser Aufgabe nachgekommen, so gut er konnte. Er hat auf seinen Missionswegen rund ums Mittelmeer davon profitiert, dass die Römer einen mehr oder weniger einheitlichen Herrschafts-, Wirtschafts- und Verkehrsraum geschaffen hatten, so dass er sich recht frei bewegen konnte; ihm ist zugute gekommen, dass mehr oder weniger überall Griechisch gesprochen wurde, seine Muttersprache, so dass er sich verständigen konnte. Aber entscheidend war, dass er aus dem Glauben Israels an den einen Gott, der sich ihm vor Damaskus in Jesus Christus neu offenbart hatte, die praktischen Konsequenzen gezogen hat: Wenn es nur einen Gott gibt dann muss er auch der Gott für alle sein. Alle haben das Recht, zu wissen, und die Freiheit, zu glauben. Deshalb startet er seinen Werbefeldzug für das Evangelium; deshalb überschreitet er die Grenzen zwischen Juden und Heiden, Männern und Frauen, Sklaven und Freien (Gal 3,26ff.). Die Exegese kann die Voraussetzungen und Bedingungen, auch die Gefährdungen und Grenzen dieses gigantischen Projektes nachzeichnen; sie kann das Glaubensprinzip des Christentums als Voraussetzung und Konsequenz der universalen Mission erläutern. Die Theologie muss sich dann auch den dunklen Seiten der Missionsgeschichte stellen; sie muss kritisch fragen lassen, wie militant der Monotheismus und wie imperialistisch die Missionskirche ist. Sie hat aber die Möglichkeit, mit Paulus Kriterien der Kritik zu entwickeln, die den Glauben im Gespräch halten und die Attraktivität des Evangeliums erhöhen.

Zum anderen: Paulus hat sich als Architekt der Kirche gesehen, der das Fundament legt, damit darauf das Haus des Glaubens gebaut wird (1Kor 3,10.17). Dieses Fundament ist Jesus Christus selbst. Es wird durch Menschen gelegt, mit all ihren Schwächen. Diese Menschen sind ganz am Anfang jene, die glauben, vom auferstandenen Jesus selbst ausgesucht und ausgesandt zu sein, das Evangelium zu verkünden, um in aller Welt Gemeinschaften des Glaubens zu gründen. Ohne sicheres Fundament würde man auf Sand bauen. Aber das Fundament ist dazu da, dass auf ihm auch tatsächlich fleißig weiter gebaut wird. Das ist nicht mehr Sache der Apostel, sondern aller Gemeindemitglieder. Paulus hat die Vorstellung, dass alle, wenn gleich mit unterschiedlichen Kräften, am Haus des Glaubens mitbauen. Denn er ist im Glauben davon überzeugt, dass allen der Geist Gottes zuteil geworden ist, ohne den sie gar nicht zum Glauben gekommen wären. Die Theologie, speziell die Exegese, hat die Aufgabe, genau zu prüfen, wie sich Anspruch und Wirklichkeit zueinander verhalten haben und verhalten. Sie hat aber auch die Möglichkeit, die vielfach verschütteten Möglichkeiten aktiver Partizipation herauszuarbeiten, die im paulinischen Kirchenbild angelegt sind.

3. Der Intellektuelle

In der Domkammer der Pauluskathedrale zu Münster wird ein Kopfreliquiar des Apostels aus dem 11. Jahrhundert gezeigt. Das kostbare Stück, eine Goldschmiedearbeit aus Köln oder Münster, ist von stiller Schönheit. Sie ist noch und noch reproduziert worden, eine der beliebtesten Paulusdarstellungen überhaupt. Der bekannte Typ ist ausgeprägt: die hohe Stirn, das schmale Gesicht, der Bart, die wachen Augen, die offenen Ohren. Aber so anziehend die Ästhetik, so irritierend die Funktion: Der Pauluskopf ist nicht als Kunst-Stück, sondern als liturgisches Gefäß gestaltet worden. Er birgt Paulusreliquien, die ins Schulterstück eingelassen waren: Splitter von seinem Schädelknochen. Für das Mittelalter von unschätzbarem Wert, fragt sich die Moderne nach dem Sinn von Reliquien – wiewohl die gegenwärtige Fankultur tausende Beispiele für körperbetonte Andenken, für eigenhändig oder maschinell unterschriebene Autogramme, für konfessorische Kleidung, für „echte“ Photos und andere Devotionalien kennt, die irgendwie eine Aura von Nähe und Zugehörigkeit erzeugen. Mit der modernen Unterscheidung von Original und Fälschung kommt man dem Reliquienkult des Mittelalters und der Neuzeit nicht bei. So wie man im digitalen Zeitalter der elektronischen Medien, der Drucker, Kopierer und Scanner, der Datenübertragung und Internetquellen nicht mehr wie früher zwischen echt und unecht, alt und neu, virtuell und reell unterscheiden kann, so haben auch in früheren Zeiten Berührungen, Abdrucke, Nachbildungen gereicht, um Authentizität zu erzeugen. Fragmente stehen für das Ganze; die Wirkung auf die Betrachter ist konstitutiv für die bildliche Gestaltung.

Der Pauluskopf in der Domkammer erinnert daran, dass der Apostel für die Kirche nicht nur eine Gestalt der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart ist: ein himmlischer Fürsprecher, der Patron der Intellektuellen, der Theologen, der Journalisten. Freilich steht der Kopf heute im Museum. Der skeptische Blick der Moderne, der sich ästhetisch faszinieren lässt, ohne sich religiös binden zu müssen, findet in der Domkammer einen Anziehungspunkt. Auch am heutigen Hauptaltar ist Paulus dargestellt – aber, dem 20. Jh. gemäß, nicht auf die materielle Präsenz einer Reliquie abgestellt, sondern auf die ideelle einer durch und durch katholischen Komposition, in deren Mitte Maria steht, begleitet von Paulus und Petrus, die das klassische Gegensatzpaar bilden, und flankiert von weiteren Apostelfiguren: Jakobus der Ältere und Andreas neben Petrus; (der andere) Simon und Judas Thaddäus neben Paulus. Vielleicht ist es ein besonderer Glücksfall, dass im Münsterschen Dommuseum das Kopfreliquiar des Paulus die Hauptattraktion ist. Denn so körperbetont die Theologie des Apostels ist, so schweißtreibend seine Missionsarbeit – er ist nicht zuletzt als der Kopf des Apostelkollegiums hervorgetreten, als der Intellektuelle des Glaubens.

Im Ersten Korintherbrief schreibt er, als er sich um die Ordnung des Gottesdienstes kümmert:

„In der Kirche will ich lieber fünf Worte mit Verstand reden als zehntausend in Zungengestammel“ (1Kor 14,19).

Das Problem sieht der Apostel darin, dass sich eine kleine, aber einflussreiche Gruppe von Christen als die „Starken“ sieht, die das gesamte Gemeindeleben, auch den Gottesdienst, dominieren und die „Schwachen“ nicht zum Zuge kommen lassen. Es sind Christen, die für sich in Anspruch genommen haben, was Paulus im Hohenlied der Liebe aufgreift, um zu sagen, ohne Liebe sei dies alles nichts: mit Engelszungen zu reden, prophetisch zu sprechen und alle Geheimnisse zu wissen und alle Erkenntnis zu haben und den ganzen Besitz den Armen zu schenken und den eigenen Leib dem Feuer zu übergeben, also das Martyrium nicht zu scheuen (1Kor 13,1-3). Das entscheidende Kriterium für die Qualität des Gottesdienstes ist es für Paulus, nicht der Selbstdarstellung, sondern der Ehre Gottes zu dienen und die Liebe zum Nächsten zu fördern. Er war selbst ein mystisch begabter Mensch, der, wie er im selben Kapitel schreibt, im Zweifel mehr als andere in dieser verückter Weise reden kann. Aber darauf setzt er nicht, sondern darauf, dass er wenigstens fünf Worte mit Verstand hinkommt. Denn nur so ist eine Verständigung der Glaubenden untereinander und mit Ungläubigen möglich, die ihm besonders ans Herz gewachsen sind. Die fünf Worte mit Verstand können Worte der Weisung und Mahnung sein, der Predigt und der Prophetie, der Einführung in den Glauben und der Auseinandersetzung mit der Skepsis, der Auslegung der Heiligen Schrift und der Deutung der Zeichen der Zeit. Im Römerbrief weitet er den Horizont über die Liturgie hinaus: Er fordert von den Christen ein „neues Denken“, das sich nicht der Welt anpasst, sondern auf Gott konzentriert und deshalb einen letzten Anhaltspunkt hat, Gut und Böse, Sinn und Unsinn, Nutzen und Schaden zu unterscheiden: „Das ist euer logischer, euer vernünftiger Gottesdienst“ (Röm 12,1f).

Hinter dieser Option steckt seine ganze Gotteserfahrung, die ihn zum Gläubigen gemacht hat; in ihr zeigt sich sein Bild der Kirche als Hort und Anwältin der Freiheit: Die Gottesliebe schaltet den Verstand nicht aus, sondern ein. Gott hat den Menschen ihren Verstand gegeben, damit sie ihn gebrauchen, auch wenn das manchmal anstrengend ist. Intellektualität und Spiritualität sind nicht wie Feuer und Wasser, sondern wie zwei Seiten einer Medaille.

In einer dritten These: Paulus ist ein Mann des Geistes. Der Geist, für den er sich stark macht, ist der Geist Gottes, der mit dem menschlichen Geist kommuniziert. Diesen Gedanken entfaltet Paulus erneut in zweifacher Richtung: kritisch nach innen auf die Bildung und Unbildung der Gläubigen und kritisch nach außen auf den Glauben der Gebildeten und Ungebildeten gerichtet.

Zum einen: Paulus setzt auf Bildung, weil Glaube ohne Vernunft dumm und gefährlich ist. Das Wilde, das in der Begegnung mit dem Heiligen liegt, muss zivilisiert werden. Es kann nach christlichem (ähnlich wie nach jüdischem und islamischem) Verständnis geklärt werden, weil Gott als Schöpfer und Erlöser „Sinn macht“. Es zu klären, setzt aber Bildung voraus. Das Christentum ist wie das Judentum (und streckenweise später der Islam) eine Bildungsreligion: Je mehr Menschen die Texte der Bibel mitlesen, die Worte der Liturgie mitsprechen, die Glaubensgespräche mitführen können, desto besser. „Griechen und Barbaren, Gebildeten und Ungebildeten bin ich ein Schuldner“, schreibt Paulus im Römerbrief (Röm 1,14). Schulverweigerer sind die ersten Christen nicht. In der Alten Kirche hat sich eine anspruchsvolle Katechese vor und nach der Taufe herausgebildet; lebenslanges Lernen und Bildung für alle sind Maximen, die das Urchristentum paulinischer Prägung aufgestellt hat und an denen es sich messen lassen muss. Das geht nicht ohne die kritische, an historischen Fakten interessierte Bibelkritik, die fromme Illusionen durchschaut; aber es geht auch nicht das Bemühen, zu verstehen, was religiösen Menschen im Kopf herumgeht. Religion ohne Bildung ist Opium fürs Volk.

Zum anderen: Paulus setzt auf Theologie, weil Vernunft ohne Glaube eng und starr ist. Paulus hat nicht den schwachen Vernunftbegriff der Postmoderne, sondern den starken der Antike, der dem menschlichen Verstand zutraut, auch in der Gottesfrage zwischen Wahr und Falsch zu unterscheiden und damit zur Rationalität der Religion beizutragen. Er, der große Übersetzer des genuin jüdischen Evangeliums in die griechische Sprache und Kultur, hat verstanden, dass im Dialog mit der Philosophie der Glaube auf den Begriff seiner selbst stoßen und die Gottesfrage als Wahrheitsfrage stellen und so beantworten kann, wie es Menschen möglich ist, die, solange die Zeit währt, Gott nicht von Angesichts zu Angesicht schauen können, sondern nur „wie durch einen Spiegel in einem dunklen Bild“ (1Kor 13,12). Paulus hat aber auch den Griechen zu verstehen geben wollen, dass sie durch die Begegnung mit dem Evangelium ihren geistigen Horizont unendlich weit machen können: weil sie Gott nicht als einen Teil der Welt denken müssen, um in Beziehung zu ihm treten zu können, und weil sie das Werden und Vergehen nicht im Kreislauf des ewig Gleichen betrachten müssen, sondern die Einmaligkeit, also auch den unbedingten Wert eines jeden gelebten Lebens mit der Ewigkeit Gottes vermitteln können. Um das sehen zu können, geht die Theologie ein intellektuelles Bündnis mit der Religionswissenschaft und der Philosophie ein; sie hält mit Paulus dafür, dass nicht Pilatus Recht hat, der die Frage: „Was ist Wahrheit?“ stellt, um sie abzuweisen, und deshalb als Richter versagt, sondern Jesus, der sie in unbedingter Weise mit eigener Person beantwortet und deshalb den Freiraum dafür schafft, dass es so viele Wahrheiten gibt wie Menschen, die Gott suchen – und mehr noch: wie Menschen, die Gott sucht. Bildung ohne Religion ist Halbbildung.

Die drei Bilder, die drei Texte und die drei Thesen markieren einen Weg, der von der Aula der Schule auf die Straße durch die Stadt in die Kirche und wieder zurück führt. Niemand ist gezwungen, den gesamten Weg zu gehen. Niemand ist gezwungen, an einer der Stationen stehenzubleiben. Einen solchen Wegbereiter und Wegweiser zu haben, ist ein großer Standortvorteil. Gut ist beraten, wer diesen Vorteil nutzt.